

(Nachdruck verboten.)

17) Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

„Nedlich!“ wandte sich einer der Offiziere an den Lieutenant, der seine Brille putzte, „da ist Angarowicz, der mit Dir sprechen will. Wir sind der Ansicht, daß Du, der Du sein Freund bist, ihm am allerbesten die Situation wirst erklären können. Willst Du es aber nicht, so weise ihn an einen von uns.“

„Jawohl, jawohl! Jeder von uns wird ihm gerne zu Diensten stehen,“ bestätigten die anderen Offiziere und verließen alle den Saal, die beiden Freunde zurücklassend.

Nedlich stand eine Weile wie versteinert da. Er erwartete nicht, Angarowicz hier anzutreffen. Ohne zu wissen warum, hatte er doch gehofft, daß Angarowicz zu ihm in seine Wohnung kommen und dort die Aufklärung der nachmittags von ihm begangenen Unart verlangen werde. Er hatte sich schon im Kopfe die zartesten, freundschaftlichsten Wendungen zurechtgelegt, mit dem er den Jörn des Hauptmanns beschwichtigen wollte. Aber nun! Hier! Ein einziger Blick auf die Situation, die er vorfand, die ersten Worte, die aus dem Munde der Offiziere fielen, überzeugten ihn, daß die Angelegenheit unwiderruflich verdoeben war, daß von einer Beschwichtigung, einer zarten Behandlung und theilweisen Verbergung der Wahrheit keine Rede sein konnte.

Welches Resultat unter solchen Umständen sein Gespräch mit dem Hauptmann haben mußte, war für Nedlich ebenfalls nicht einen Moment zweifelhaft. In demselben Augenblick, als die Offiziere ihn mit Angarowicz allein gelassen, fühlte er, daß ihre freundschaftlichen Hände ihn auf eine glühendheiße Eisenfläche gestellt. Ein fürchterliches Schmerz- und Leidgefühl durchdrang ihn. Sollte er zurückweichen? Den Hauptmann einem anderen überlassen? Wird der Todesstoß, von Freundeshand verseht, nicht noch hundertmal schmerzlicher sein? Und andererseits, werden die Kameraden nicht begründete Ursache haben, ihn für feige zu halten?

Einige Minuten lang herrschte Grabesstille. Die beiden Freunde standen wie Verurtheilte einander gegenüber, bleich, unfähig, zu sprechen, unfähig, einander in die Augen zu sehen. Endlich näherte sich Nedlich dem Hauptmann und reichte ihm die Hand, die dieser drückte.

Die Hände Beider waren eiskalt.

„Was hast Du mir zu sagen?“ fragte mit dumpfer Stimme der Hauptmann.

„Sehen wir uns,“ sagte Nedlich beinahe flüsternd. Sie setzten sich. Nedlich schwieg noch eine Weile, er suchte nach Worten, nach Wendungen, mit denen er dieses fatale Gespräch einleiten sollte.

„Du bist mir böse,“ begann er endlich ohne die Augen zu erheben. „Du fühlst Dich beleidigt, nicht wahr? Du hast auch recht. Ich habe Dich heute zu Mittag beleidigt, und das Fatale dabei ist, daß ich Dich nicht um Entschuldigung bitten kann, denn was ich that, das that ich aus Nothwendigkeit, und weil ich anders nicht konnte.“

Der Hauptmann warf sich im Stuhl empor, als hätte ihn ein Skorpion gebissen, und fragte vor großer Erregung beinahe unhörbar: „Warum das?“

„Ich will Dir gleich alles erklären,“ sagte Nedlich, obwohl ich die Hälfte meines Lebens darum geben würde, wenn ich es nicht nöthig hätte, Dir überhaupt etwas zu erklären, wenn all das, was ich Dir jetzt sagen muß, unwahr, erdacht, oder bloße Täuschung wäre.“

„Sage, was Du zu sagen hast,“ sagte der Hauptmann kühl und resignirt.

„Nun, so will ich es Dir denn kurz sagen,“ fuhr Nedlich mit einem tiefen Seufzer fort. „Die Frau, die ich in Eurer Gesellschaft traf, gehört zu einer Kategorie Frauen, die man in anständiger Gesellschaft gar nicht nennen darf. Glaube ja nicht, daß es einfach eine gefallene Person ist. O nein! Wir sind alle Sünder und können im Leben alle ausgleiten — und vor solchen Frauen, die oft nur Opfer des Glanzes, des Aberglaubens, oder gar eines ehrlichen, aufrechten Gefühls sind, muß man manchmal sogar alle Achtung haben. Du kennst mich, mußt also wissen, daß mein Urtheil

nicht von gesellschaftlichen Vorurtheilen bestimmt wird, Du kannst mir also glauben . . .“

„Aber diese Frau behauptet ja, Dich nicht zu kennen!“ rief der Hauptmann. „Vielleicht hältst Du sie für eine Andere?“

„Leider, nein!“ erwiderte Nedlich traurig. „Ich kenne sie nur allzu gut, es kennen sie auch die meisten der hier anwesenden Offiziere. Wenn Du willst, führen wir Dich in ihre Wohnung.“

„In ihre Wohnung? Wer ist sie also?“

„Ich habe nicht Worte genug, um das abscheuliche, eckige Handwerk zu bezeichnen, das dieses Weib ausübt. Es ist um so abscheulicher, da es auf Betrug gegründet, vor den Behörden geheim gehalten und unter dem Deckmantel eines Pensionats für arme, ehrliche Mädchen geführt wird.“

Der Hauptmann war vor Schreck und Staunen wie versteinert.

„O Gott!“ rief er. „Und diese Person . . . Ich selbst habe sie beinahe gezwungen, zum Mittagessen bei uns zu bleiben. Und diese Person haben meine Kinder Tante rufen gelernt!“

Heiße Thränen entströmten seinen Augen; er deckte sein Gesicht mit den Händen und schluchzte wie ein Kind. Nedlich schwieg.

„Das ist furchtbar, furchtbar!“ wiederholte er immer wieder, doch plötzlich hob er den Kopf und mit noch thränenvollen Augen Nedlich ins Gesicht schauend, sagte er beinahe freudig: „Nun, was ist denn weiter dabei? Ein fataler Irrthum, und damit basta. Weder ich noch meine Frau hatten eine Ahnung davon. Und dieses fürchterliche Weib ist die Schulkollegin meiner Frau! War dies also der Schatten, der auf uns lastete, und wollten die Kameraden mich deshalb aus ihrem Kreise ausschließen, so ist nichts leichter, als diesen Fleck reinzuwaschen und den Schatten zu entfernen. Wie konntest Du, oder auch einer von Euch glauben, daß ich, von allem in Kenntniß gesetzt, die Anwesenheit dieses Monstrums in Frauen-gestalt auch nur einen Augenblick unter meinem Dache ertragen, ja es zugeben würde, daß man ihren Namen in meinem Hause nennt? Und wegen dieses Schattens einer Schuld fügt Ihr mir so viel Leid zu, anstatt mir gleich offen und deutlich zu sagen, um was es sich handelt! Nein, alter Freund, das war nicht freundschaftlich gehandelt! So geht ein Freund nicht vor! Doch genug davon! Gib mir Deine Hand! Alles wird nun in Ordnung gebracht, alles wieder gut werden.“

Nedlich hörte diese Worte, die unaufhaltsam wie ein Bach sich aus der Hauptmanns Mund ergossen. Es schnitt ihm in die Seele, daß er der Freude und der Hoffnung seines Freundes im nächsten Augenblick den Todesstoß verzeihen mußte, daß er diese schöne, edle, von Güte und Vertrauen an die Menschen überströmende Seele aus ihrer lichten Höhe in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung stürzen sollte. Doch es gab keinen anderen Ausweg.

„Leider, alter Freund,“ sprach er düster, die dargereichte Hand des Hauptmanns zurückweisend, „leider kann nichts mehr in Ordnung gebracht werden, und was verdoeben wurde, wird nie wieder gut. Was ich Dir bisher erzählt, ist nur die Hälfte der Wahrheit und zwar die geringere.“

„Was, Du hast also noch etwas?“ rief der Hauptmann.

„O ja, und zwar etwas, was ich am liebsten nie heraus-sagen würde. Da die Dinge jedoch so stehen, daß ich unmöglich schweigen kann, so wisse denn, daß Deine Frau . . .“

„Du wagst es, von meiner Frau zu sprechen!“ schrie aus vollem Halse der Hauptmann und sprang vom Sessel empor. . . „es ganz genau weiß, wer jene Dame ist,“ schloß mit ruhiger Stimme Nedlich.

„Du lügst, Du lügst!“ schrie der Hauptmann.

„Wir haben unbezweifelbare Beweise dafür . . . Sie ist im Geheimen ihre Geschäftstheilnehmerin!“ fuhr Nedlich fort.

„Schweig, Du Lügner! Schweig, Du Glender!“ schrie der Hauptmann und warf sich mit geballten Fäusten auf ihn. „Nur Dein Blut kann die abscheuliche, unerhörte Verleumdung reinwaschen, die Du der ehrlichsten, anständigsten der Frauen an den Kopf wirfst! Was geht mit mir vor! Geh' mir aus den Augen, sonst zerreiße ich Dich, fort!“

Von neuem warf er sich auf Nedlich und wollte ihm ganz außer sich vor Wuth einen Stuhl an den Kopf werfen.

Auf den Lärm stürzten alle Offiziere ins Zimmer und umringten Beide.

„Ihr Niederträchtigen! Ihr Elenden!“ schrie er schäumend vor Zorn und sich heftig nach allen Seiten wendend.

„Das also war's! Ihr habt Euch verschworen! Mich tödten, mich morden, mich vergiften wolltet Ihr? Das war Eure Absicht? Und wofür? Was habe ich Euch gethan? Und dieser Basilisk, der sich mein Freund nannte, ließ sich als Werkzeug dazu verwenden? O Schande, Schande über Euch, und ewige Verdammniß!“

Alle schwiegen. Einige der kräftigeren Offiziere hielten ihn an Händen und Armen fest. Er wand sich, fluchte und knirschte mit den Zähnen, Blut, Tod und Rache schraubend. Redlich stand seitwärts bleich wie eine Leiche und wartete, bis sich der Hauptmann beruhigen würde. Als die Kameraden jedoch sahen, daß Redlich's Anblick ihn immer wieder zu unschreiblicher Wuth entfachte, baten sie ihn, daß er sich ins nächste Zimmer entferne. Erst nach einer halben Stunde sank der Hauptmann, ganz heiser, schwach und erschöpft, wie todt auf den Sessel und begann wieder zu weinen.

Erst spät nachts faßte er sich so weit, daß er ruhiger überlegen konnte, was zu thun sei. Und nun verlangte er wieder mit Redlich zu sprechen.

Jener trat ruhig, bleich und resignirt herein. „Du sagtest, daß Du Beweise hast, die gegen meine Frau zeugen,“ sprach der Hauptmann. „Wo sind sie? Zeige sie!“

„Die Beweise sind derart, daß ich sie nicht vorweisen kann, und doch lassen sie keinen Zweifel zu. Es ist die Erzählung des unglücklichen Baron Heuchlingen.“

„Des Barons!“ rief der Hauptmann, wie ins Herz getroffen.

„Ja wohl, des Barons, den diese beiden Frauen in ihr Netz gelockt und ruiniert hatten. Deine Frau hatte bei dieser Geschichte sogar die Hauptrolle übernommen. Von welcher Art diese Rolle war. . .“

„Schweig! Schweig!“ schrie der Hauptmann und warf Redlich seinen Handschuh ins Gesicht.

Ruhig und ohne sichtbare Erregung, nahm dieser die Aufforderung entgegen. Nach Verlauf einer halben Stunde war die Sache geregelt. Die beiderseitigen Sekundanten arrangirten mit Zustimmung beider Parteien den Plan einer ehrenhaften Erledigung der Angelegenheit.

Gegen elf Uhr nachts verließ der Hauptmann das Kasino-gebäude.

„Und wo wohnt dieses . . . Weib?“ fragte er beim Weggehen.

Man gab ihm Julien's Adresse, worauf er salutirte und, ohne jemand die Hand zu reichen, fortging. —

VIII.

Nachdem der Hauptmann das Kasino verlassen, ging er einige Zeit gerade aus, mechanisch, unbewußt wie ein Automat. Er wich den Passanten aus, bog an der Ecke einer Straße immer in eine andere ein, und kam so immer weiter, ohne zu wissen wohin. Er hatte das Bedürfniß nach Bewegung, nach Dunkelheit und nach Vergessen. Die Nacht war still, frostig und dunkel. Der Schnee fiel, und seine kalten Flocken bedeckten dem Wanderer Gesicht, Augen und Mund. Der Hauptmann empfand ihre Berührung wie feine Nadelstiche, doch diese Stiche waren ihm ein sonderbares Vergnügen. Das Geräffel eilig vorüberfahrender Wagen war ihm ebenfalls angenehm, denn es schien den Sturm zu übertönen, der in seinem Inneren tobte, und alles, alles, was darin Schönes, Geliebtes war, vernichtete, umstürzte und mit der Wurzel herausriß.

Von der Fredro-Gasse kam er auf die Bathorj-Gasse, dann durch die Stein-Gasse auf die Herren-Gasse, dann kehrte er um und ging in die Grüne Gasse, ohne jedoch die Straße bis zu Ende zu gehen, bog er in die Zyblikiewicz-Gasse. Er suchte einsame, dunkle Schlupfwinkel, trat also in das Pfadgäßchen und kam von der anderen Seite wieder auf die Fredro-Gasse heraus. Dann passirte er den Akademischen Platz und kam in die Töpfer-Gasse, dann in die Lauben-Gasse, ging dann durch die Kalecza- auf die Ossolinski-Gasse und trat bald darauf in den leeren, einsamen, in Dunkel gehüllten Stadtgarten. Die nackten Baumäste verschwammen in der Dunkelheit, und die stärkeren Stämme hoben sich wie schwarze Säulen von dem dunklen Hintergrunde ab. Der dicke Schnee dämpfte die schwachflackernden Flammen der an den Ecken der Straßen brennenden Laternen. Das Wagengerassel drang nur wie ein entferntes

Klappern hierher. Der Hauptmann ging immerfort, den kühlen Säbelgriff verzweifelt in der Hand festdrückend. Er fürchtete, einen Augenblick still zu stehen, als wenn ein fürchterliches Ungeheuer ihn verfolgte und beim kleinsten Aufenthalte ihn ereilen und in Stücke reißen würde. Endlich schüttelte er sich, hielt an, und begann seine auseinandergesprengten, verstreuten Geisteskräfte zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Frühstück.

Von Hans Ostwald.

„So, meine Herren! Nun aber, bitte, nicht zieren! Immer frisch zugegriffen, genöthigt wird nicht. Das giebt's nicht bei mir!“ sagte der Großkaufmann Fiedler. Er überblickte die Tafel, die er für seine Geschäftsfreunde und Bureau-Arbeiter hatte decken lassen, um mit ihnen den Tag zu feiern, an dem er vor zwanzig Jahren seine Fabrik in Betrieb gesetzt hatte.

Großkaufmann Fiedler war ein Mann von fünfzig Jahren, groß und breitshulterig. Auf einem kurzen Nacken trug er einen breiten, hartlosen Kopf, dessen „Stirn“ bis an den Wirbel reichte. Er hatte ein so vergnügt heiteres Aussehen, daß man nicht gut behaupten konnte, die Schreibtischlampe habe ihm sein Kopfhaar weggeleigt. Sein rothgeprenteltes Gesicht verrieth, daß es die Fassade eines wandelnden Weinkellers war. Seine starke, stets feuchte Unterlippe deutete an, daß er auch andere Leckerbissen nicht verschmähte. Seine kleinen grauen Augen funkelten lustig, als er sah, wie die Herren schmunzelnd sich niederließen und sich die Stühle bequem rückten. Bald hatten alle ihre weißen Servietten zwischen Krügen und Hals gesteckt, Gabeln und Messer klapperten auf den Tellern.

Fiedler hatte für jeden Geschmack gesorgt. Da stand Fischsalat neben Prager Schinken, Kaviar zwischen kaltem Hebrüden und Fasan. Das Beste aber war, daß sich, wie spitze Kirchtürme aus niedrigen Häusern, vor jedem Platz zwischen den vielerlei Speisen blaue Flaschen erhoben. Sie enthielten die schönsten Blumen, die allerdings erst in den Gläsern, die neben den Flaschen standen, und in die der Inhalt der Flaschen geleert werden mußte, aufblühen und duften konnten. In der Mitte der Tafel standen bei dem fruchtbeladenen Aufsatz sogar noch zwei Eistähler, aus denen die goldenen Sköpfe mehrerer Sektflaschen grinsend herauskauten.

Dem Hausherrn war es in dem Zimmer zu dunkel. Es hatte nur in der einen Ecke ein Fenster, das auf einen kleinen Garten hinausging. Hinter dem Gärtchen ragte ein Fabrikgebäude auf, dessen rothe Ziegelmauern schwärzlich überhaucht waren, wie wenn sie in einer Rauchkammer gehangen hätten. Die Farbe erschien in dem düstigen Dezemberlicht noch unbestimmter als sonst. Das Haus warf seine Schatten bis in das Zimmer. . .

Großkaufmann Fiedler drehte an einem kleinen Hahn des Kronleuchters, der über dem Tisch hing. Aus den elektrischen Birnen strahlte goldiges Licht, das die Speisenden zärtlich umschmeichelte. War bis jetzt die Stimmung gedrückt gewesen, so stellte sich bald eine ziemlich laute Fröhlichkeit ein. Selbst die äußerst würdig aussehenden Veteranen der Kaufmannschaft, die aus ihren grauen Gesichtern ernsthaft und erhaben geblickt hatten, sprachen lebhaft durcheinander.

Nur an dem einen Ende des Tisches sprach man leise und schüchtern. Hier saßen die Ingenieure Fiedler's. Zwischen zwei älteren Männern, die mit ergebendem Gleichmuth, wie er vielen Menschen eigen ist, die trotz ihrer höheren geistigen Gaben stets unter Mindergebildeten gekohnt haben, hatte sich ein junger Mann niedergelassen. Er war nur von Mittelgröße und hatte einen von Pockenarben verunstalteten Kopf. Doch glühte in seinen Augen Jugend und Kraft. Unter seiner edigen Stirn schien ein Vulkan von allen edlen Leidenschaften gefangen. Seine Bewegungen waren ungelent, doch sicher. Er sprach fast gar nicht, blickte aber aufmerksam umher. Als seine Nachbarn die Ausattung des Zimmers lobten, sagte er wegwerfend: „Geschmacklos! Welcher kunstverständige Mensch hängt denn in einem Speisezimmer soviel Wassendekorationen auf? Das Buffet sieht ja nicht übel aus, aber die vielen kleinen Eck- und Wandbretter mit den bunten Krügen und Humpen verderben dessen vornehme Arbeit.“

Er hatte ziemlich laut gesprochen. Mehrere der Umstehenden verstanden ihn. Die beiden älteren Männer zu seinen Seiten sahen verlegen auf ihre Teller. Sie fühlten sich für die Worte ihres jüngeren Kollegen verantwortlich.

Fiedler, der des jungen Ingenieurs Rede auch gehört hatte, faßte sie scheinbar harmlos auf. Er meinte: „Ach, wissen Sie was, lieber Scholz, die Hauptsache ist doch die, daß man was hinzuhängen und hinzustellen hat. Was nützt der gute Geschmack, wenn der Geldbeutel zu kurzbeinig ist, um dem schnellfüßigen Geschmack folgen zu können? — Na, und sehen Sie, wenn man nach möglichst gesicherter Lebensstellung strebt, hat man keine Zeit, viel an Geschmack zu denken.“

Er ließ sich den Rest aus seinem Sektglase über die halb vorgestreckte Zunge in den Mund laufen, leckte seine Lippen ab und sprach dann vertraulich weiter, mit einem Anflug der Verflucht

Mundart, wie stets, wenn er sich zu seinen Angestellten herabließ oder mit Freunden beim Wein saß: „Jott, als ich noch so jung war wie Sie, da schwärmte ich ooch noch für allerhand Krimstrams. Aber wie jagst, det macht man so 'ne Weile, nachher heist's aber: Geld verdienen! Det is ja doch de Hauptsache. Was kümmerer ich mich um Politik und um die schönen Künste? Ueberdies“ — er wurde ernst — „die Politik ist nur zum Streiten da und ich habe gar keine Lust, mich zu streiten. . .“

„Na, schenkt ein, schenkt ein! Die Flaschen müssen leer werden!“

Alle stießen mit den Gläsern an. Die beiden älteren Männer an den Seiten des jungen Ingenieurs hatten verständnisvoll zur Rede des Großkaufmanns gelächelt. Scholz wollte sich mit einigen heftigen Worten an sie wenden, doch ehe er zum Sprechen kam, schlug einer der alten Herren an sein Glas und erhob sich zu einer Rede. Er feierte in Fiedler den Mann der Praxis. Fiedler wäre ein Geschäftsmann ersten Ranges und ein Muster. Er gehöre zu den wenigen Menschen, die sich aus eigener Kraft zu einer angesehenen Stellung emporgearbeitet hätten. Wenn er sich auch nicht um die politischen und künstlerischen Tagesfragen kümmerer, so müsse man doch von ihm sagen, daß er als gutes Beispiel dienen könne. Denn da er nur um sein Geschäft besorgt sei, zerplittere er sich nicht. Das hätte ihn zu seiner kaufmännischen Größe geführt. Er sei der Kopf aller seiner Arbeiter, für die er Sorge wie ein treuer Vater, und immer für sie Arbeit heranschaffe. Kurz und gut, er gehöre zu den vorzüglichsten, ja, zu den sogenannten besseren Menschen. „Und darum soll er leben! Hoch! Hoch! Und abermals hoch!“

Die Männer erhoben sich und drängten, die Seltgläser in den Händen, um Fiedler.

Inzwischen wurde die Tafel abgeräumt. Zwei Dienstmädchen trugen alles Geschirr, sowie sämtliche Speisen hinaus. Nur die Fruchtschale, die Weinflaschen und die Gläser ließen sie auf dem Tische stehen. Der Hausherr stellte den Rauchtisch bequemer und meinte: „Auf dem Buffet steht ein feiner Tropfen — ein Nachspüler.“ Es bildeten sich einzelne Gruppen, die, nachdem sie sich Zigarren angezündet hatten, in lebhaften Gesprächen über die Garn- und Kohlenpreise verhielten. Zwei ältere Herren zankten sich, ob das Lagerbier oder Versandbier besser bekomme. Bald zogen sich graue Rauchwolken um die Gestalten und um das gelbliche Glühlicht. Die Köpfe schienen jetzt noch dunkler zu glänzen, als am Ende des Essens.

Der Ingenieur Scholz stand abseits und grübelte vor sich hin. Er sah auf die großen Fabrikgebäude, die der Großkaufmann Fiedler aus eigener Kraft geschafft haben sollte, und gedachte der vielen Hände, die sie aufgebaut hatten. Es läutete in der Fabrik zu Mittag. Magere Kinder, die mit der Frühreise der Armuth um sich blickten, brachten in Pentelförben ihren arbeitenden Vätern das Essen in die Fabrik. Frauen kamen mit jener Eile angestürzt, die die Mutter zum Ziel und wieder zurück zu ihren Kindern treibt. Die Arbeiter, die dicht hintereinander über den Hof schritten, gingen mit jener vergrämten Schwelgsamkeit hinaus, die von der Fabrikarbeit groß gezogen wird. Es waren viele verkümmerte, gebuckte Gestalten darunter.

Scholz wandte sich zu den älteren Ingenieuren, die hinter ihm standen: „Man sollte doch wirklich der Arbeiter auch mit einigen Worten gedenken!“

Sie zuckten beide die Achseln; der eine sagte: „Aber warum denn? Sie haben doch eben gehört, daß Herr Fiedler sich seinen Reichthum aus eigener Kraft erworben hat, und daß er zu den besseren Menschen gehört. Sehen Sie doch nur die Menschen da draußen an! Die sehen doch wahrhaftig nicht aus, wie bessere Menschen! — Wenn Sie aber was sagen wollen. . . Sie kennen ja das Schicksal unseres Kollegen Renner, der wegen leichtsinniger Aeußerungen entlassen worden ist. Der nagt schon seit acht Monaten mit seiner Familie am Hungertuche. Wenn Sie sein Schicksal theilen wollen —“

Scholz sah auf den Hof hinaus. Er fand, daß die Arbeiter doch recht schmutzig ausähen — und er beschloß, auch ein „besseres“ Mensch zu werden. —

Kleines Feuilleton.

— Der „Autwars“ und des Pfarrers Hen. Der „Kösb. Hartg. Fig.“ wird von einem Geistlichen aus Litauen geschrieben: „Ich hatte mir eine Kuh angeschafft, um in der Einsamkeit am Ende des Ortes für meine Familie Milch im Hause zu haben; auch hatte ich im Herbst einen reichen Heuvorrath angekauft und denselben im Dachraume über dem Stall untergebracht. Nach einiger Zeit, als der Winter eingekehrt war und eine Eisdecke über das Heu gebreitet hatte, machte ich die mir unliebsame Wahrnehmung, daß mein Heuvorrath auffällig zusammengeschmolzen war und daß die Abnahme desselben in keinem richtigen Verhältnisse zu dem Appetit meiner Kuh stand, weil derselben, um die Milchergiebigkeit zu erhalten und noch zu steigern, auch noch andere Futtermittel verabreicht wurden. Eines Tages traf ich nun einen meiner Nachbarn, einen lithauischen Fischermann mit biederem ehrlichen Gesicht und frommer Miene, welcher regelmäßig zur Kirche kam und ein Ehrenamt bekleidete. Diesem klagte ich meine Besorgnis, daß ich unter Umständen genöthigt sein werde, wegen Mangels an Heu meine Kuh abzuschaffen. Der biedere Fischer bemerkte dazu

wichtig, daß bei der Sache ein „Autwars“ im Spiele sei, der das Heu wegträgt. Ich hatte zwar manches über „Autwars“ und „Pukis“ gehört, aber, daß er Heu kliebt, und dazu von einem armen Geistlichen, war mir neu, und ich erhob meine Bedenken. Der biedere Fischer versicherte mit der ehrlichsten Miene von der Welt, daß es so sei, und daß er bei vorgeschrittenen Abendstunden in tiefer Dunkelheit etwas in unheimlich blutrother Beleuchtung durch die Lüste quer über das Heu in östlicher Richtung habe ziehen gesehen, und das sei gewiß ein „Autwars“ gewesen, der dem friedlichen Orte einen Besuch abgestattet habe. So sonderbar die Sache auch klang, ich mußte mich bescheiden, aber ich beschloß, von nun an dem nächtlichen Besuche des unheimlichen Gastes meine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Sobald meine Familie sich zur nächtlichen Ruhe begeben hatte und die Beleuchtung im Hause erloschen war, stellte ich mich auf die Lauer. Es verging eine Nacht, auch die zweite, aber der schelmische Autwars kam nicht. In der dritten Nacht, so um Mitternacht, vernahm ich Tritte vom Heu her, sie kamen näher, bald sehe ich eine männliche Gestalt im üblichen Anzuge meiner Fischerleute, sie steigt längs der Leiter auf meinen Heuschuber, wirft nach einiger Zeit vier Bunde Heu herunter, steigt herab, erfaßt zwei derselben und will sich nach dem Heu zu entfernen. Da komme ich schnell aus meinem Versteck und verlege ihm den Weg, und was sehe ich? Meinen alten biederen Nachbar, der mir die Geschichte vom Autwars aufgebunden und der Monate lang die Rolle des Ungethüms persönlich und meisterhaft gespielt hatte.“ —

Literarisches.

— Unter dem Titel „Alter“ hat der „Deutsche Kunstverlag Gerhard Bauer“ in Berlin ein Blatt erscheinen lassen, das sich in den Einzelheiten der Ausstattung als ein Abklatsch der Münchener „Jugend“ erweist. Zum theil hat der Verleger auch die Zeichner der „Jugend“ zu gewinnen gewußt, indem er einen „Scherz“ zu veranstalten vorgab. Die Leitung der „Jugend“ verbot aber ihren Zeichnern die Mitarbeit. Es wäre auch sonderbar genug, wenn Künstler ihren eigenen Stil in einem anderen Blatte travestirten — wenigstens wenn man voraussetzt, daß ihr Stil ein ehrlich empfundener ist. Nachdem nun der Verleger der „Jugend“ sich abweisend verhielt, wird er im „Alter“ heruntergerissen. Auch als Travestie beurtheilt, ist der Inhalt des Blattes werthloses Zeug. Es scheint dem Verleger nur darauf anzukommen, seinem Blatte eine möglichst große Veroreitung zu verschaffen, um für seinen „Kunstverlag“ Kellame zu machen. —

Kulturhistorisches.

— Eine Züricher Bier-Annonce aus dem Jahre 1798 enthält die Wochen-Chronik der „N. Z. Z.“: „Es wird allen Herren Wirthen nebu G. G. Publiko zu wissen gethan, daß von künftigen Märzmonat an und nachher in dem Schloß Lustingen Bier gemacht wird, von was Sorte man begehrt, von brauner und lichtbrauner Farbe, starkes, mittelmäßiges und etwas geringeres. Man kann nach Begehren viel oder wenig haben, als Fäßlein von 12 Maß bis auf 1 Saum oder noch mehr. Zu besserer Gelegenheit wird es so eingerichtet werden, alle Wochen einen Tag zu bestimmen, wo man frisches Bier in Zürich haben kann, so viel verlangt wird. Der Preis vom besten ist 7 Schilling, vom mittelmäßigen 5 Sch. und vom geringeren 4 Sch. Man ersucht die Herren Liebhaber, sie möchten bestimmen, wieviel und von was Art sie bekriegen würden. Man bittet also um geneigten Zuspruch und verspricht so gut Bier, als immer an einem Ort gemacht werden kann, auch verichert man, daß nichts falsches oder unreines dazu kommen solle, wie solches an etlichen Orten geschieht.“ —

Anatomisches.

io. Ueber ein wunderbares Menschenkind sprach nach einem kurzen Bericht von „Lancet“ Dr. Owen Fowler in einer Versammlung der Harwey-Gesellschaft in London. Dieses merkwürdige Wesen besaß zwei Köpfe, zwei Hälse und außer den beiden normalen Armen noch einen dritten, der an der Stelle angefügt war, wo die beiden Hälse zusammentrafen. Dieser dritte Arm hatte an seinem Ende eine doppelte Hand, deren Finger meist in einander verwachsen waren. Ein Ater war überhaupt nicht vorhanden. Die Beine waren normal, das Rückgrad dagegen doppelt und der ganze Körper sehr breit. Die Mutter, die zum ersten Male gebar, war 28 Jahre alt. Die Geburt ging verhältnismäßig leicht von statten, und die Mutter erholte sich rasch. In dem wunderbaren Kinde war kein Lebenszeichen. Soweit sich die Familiengeschichte der Eltern zurückverfolgen ließ, war niemals ein annähernd ähnlicher Fall in diesen Familien früher vorgekommen, was den Fall noch räthselhafter erscheinen läßt. —

Medizinisches.

— Ueber die eigenartigen Erkrankungen in einer Schule zu Braunschweig gab Oberbürgermeister Podels in der Sitzung der Stadtverordneten folgende Erklärung ab: Es sind in der Schule an der Heinrichstraße in der Woche vom 17. bis 22. Februar nach und nach so viele Mädchen in einer und derselben Klasse erkrankt, daß die Schule geschlossen werden mußte. Am folgenden Tage traten auch in anderen Klassen Erkrankungen ein, worauf die Gesamtschule auf eine Woche geschlossen wurde. Die Kinder klagten über Kopfschmerzen, Schwindel, dann von Maltigkeit und krampfartigen Erscheinungen. —

ersten Erkrankungen hat sich der Stadtlarz dahin ausgesprochen, daß die Erkrankungen auf nervösen Zuständen beruhten, die ein Kind dem andern nachahmte. Ich habe noch genaue Untersuchungen von Aerzten und Bauverständigen vornehmen lassen, die indeß kein bestimmtes Ergebnis lieferten. Es wurde dann eine genauere Prüfung der Luft auf chemischem Wege durch die Professoren Dr. Bedurts und Dr. H. Blasius vorgenommen. Dem erstatteten Gutachten ging eine nochmalige Untersuchung des Gebäudes vorher. Dabei hat man denn gefunden, daß in den Kanälen zur Abführung der Heizgase und im Souterrain mehrere Millimeter hoch Grundwasser stand. Die Aerzte erklärten, daß erfahrungsgemäß verdorbene Luft Erkrankungen und Kopfschmerzen herbeiführen könne und die fraglichen Erkrankungen wohl auf die schlechte Luft zurückzuführen seien. Es wurden eine Entwässerung des Gebäudes und Vorrichtungen empfohlen, die kein Grundwasser in dasselbe eindringen ließen. Das ist inzwischen geschehen. Die Fenster werden jetzt vollständig geöffnet und in den Pausen eine reichliche Lüftung vorgenommen. Dann erstreckten sich die Untersuchungen auf den Anstrich der Wände und Tische, um festzustellen, ob giftige Farbstoffe verwendet seien, doch wurde ein negatives Resultat erzielt. Als die Schule wieder eröffnet wurde, stellten sich unter den zuerst erkrankten Schülerinnen wieder Erkrankungen in leichtem Maße ein, obgleich die betreffende Klasse ein anderes Zimmer erhalten hatte. Böllige Klarheit über die Erkrankungen hat man nicht erhalten können. Es soll auch unter den Aerzten sehr streitig sein, ob eine psychische Epidemie möglich sei oder nicht. Uebrigens haben diese Erkrankungen das Interesse in hohem Grade erregt, und es sind während des Unterrichts in der dortigen Schule stets mehrere Aerzte zugegen gewesen. —

Meteorologisches.

— **Zeit rosig angehauchte Schneeflocken** gingen in Raibl an der kärnisch-venezianischen Grenze am 7. d. M. um 2 Uhr nachmittags in dichten Massen nieder, sodas in kurzer Zeit der Schnee im Thale rötlich gefärbt erschien. Später bekam der Schnee eine bräunliche Färbung, sodas es zwei verschiedenfarbige, eine rötliche und eine braune Schneeschicht außer der ungefähre 1 1/2 Meter hohen weißen Schnee-Unterlage gab. Der gefärbte Schnee dürfte etwa acht Zentimeter hoch gewesen sein. Eine sehr kräftige braune Färbung soll der Schnee am Predil in Ober-, Mittel- und Unterpreß gehabt haben. Die merkwürdige Färbung des Schnees, die noch jetzt unter der weißen Schneeschicht sichtbar ist, hat sich auch über den Gries gegen Tarvis hinaus erstreckt. —

Bergbau.

t. **Erzvorkommen in Hinterlande des neuen russischen Eismeerhafens.** Die Eröffnung des neuen russischen Hafens Katharina an der Murmanischen Küste der Halbinsel Kola macht eine Erwähnung der „Berg- und Hüttenmännischen Zeitung“ zeitgemäß, wonach sich in der Nähe dieser Küste Erzlagerstätten befinden, die schon seit längerer Zeit bekannt sind. Man wird in der Annahme wohl kaum fehlgehen, daß die Massen die Verhältnisse derselben jetzt einer näheren Untersuchung unterziehen werden, um sie unter lohnenden Umständen auszubeuten. Ein Bergbau in diesem Gebiete würde freilich mit dem gänzlichen Mangel an Holz zu kämpfen haben, da das Land jenseits der Baumgrenze liegt, übrigens auch sonst kein natürliches Brennmaterial bietet. Das Gestein der Küste, in dem die Erze vorkommen, besteht aus Gneiß und Granitgneiß mit Gängen von Quarz, Feldspath und jüngeren vulkanischen Gesteinen wie Diorit und Diabas. Die Erzlager finden sich in der Nähe der Diorit- und Quarzgänge. Zunächst ist ein silberhaltiger Bleiglanz zu erwähnen, im westlichen Theile der Murmanischen Küste finden sich in den Quarzgängen neben Kalkspath und einigem Gips folgende Erze: Bleiglanz, Zinkblende, Schwefelkies, Magnetkies, Kupferkies, außerdem Kobaltblüthe (Erythrin) und Nickelblüthe (Annabergit), die letzteren beiden Mineralien außer dem im Namen enthaltenen Metalle größere Mengen von Arsenik enthaltend. Bisher ist die Küste auf eine Länge von 43 Kilometer auf Erzvorkommen untersucht, und man hat solche an etwa 30 Plätzen nachgewiesen. Die Namen dieser einzelnen Plätze zu nennen, hat kaum einen Zweck, da sie sich auf Karten von durchschnittlicher Größe nicht finden, es sei nur erwähnt, daß Kobalt- und Nickelblüthe in dem Gebiete des Flusses Manna etwa eine Meile südlich von dem Kloster Pezenskij vorkommen. Bergmännische Arbeiten zur Gewinnung der Erze sind vorläufig nicht unternommen worden, und die Frage, ob dieselben einen reichen oder wenigstens lohnenden Ertrag geben würden, ist noch als unentschieden zu betrachten. —

Technisches.

— **ss.** — Eine epochemachende Erfindung ist nach dem Pariser „Electricien“ von einem österreichischen Ingenieur Friß Maier gemacht worden, der die Aufgabe des rauchlosen Feuers gelöst haben soll. Das Verfahren soll nicht nur einfach und praktisch sein, sondern auch bedeutende Ersparnisse an Brennmaterial gestatten. Nachdem die durch eine Anzahl von Sachverständigen vorgenommenen Versuche abgeschlossen sind, soll sich der österreichische Marineminister entschlossen haben, die neue Erfindung auf den Kriegsschiffen anzuwenden. Die Grundlage derselben besteht in der Thatfache, daß ein Feuer ohne Rauch nur hervorgebracht werden kann, wenn in kleinen Mengen zugeführt wird,

wenn die Thüre des Ofens stets geschlossen bleibt und wenn die Schürung des Feuers erfolgen kann, ohne daß Luft in den Herd eindringt. Maier soll diese Bedingungen erfüllt haben durch Konstruktion eines höchst sinnreichen automatischen Heizers, der das Feuer regelmäßig und in kleinen Mengen speist, ohne daß Luft dabei eindringt. Das Verfahren wird seit 6 Monaten in einer großen Fabrik bei Wien angewandt, und die Ersparnis an Brennmaterial wird auf ein Drittel angegeben. Auch an Arbeitskräften wird gespart, da ein einziger Arbeiter den Dienst für zehn Heizer verrichten kann. Ein gleicher Erfolg soll sich für Lokomotiven und Dampfschiffe erzielen lassen. —

Humoristisches.

— Eine Dame der Berliner „Gesellschaft“, die ein besonderes Vergnügen darin findet, recht tief ausgeschnittene Ballettletzen zu tragen, fröhnte dieser ihrer Leidenschaft auch bei Gelegenheit des letzten „Gefindeballs“ in ausgiebiger Weise. Sie tanzte bis zum frühen Morgen. Aber so etwa gegen 6 Uhr wurde die anscheinend Unermüdlische doch müde, und sie erzählte ihrem Tänzer beim allerletzten Walzer, daß sie sich kaum noch anrecht-erhalten könne. „Gnädige Frau“ — so sagte dieser darauf — „gnädige Frau, da giebt es nur ein Mittel. Lassen Sie Ihren Wagen kommen, fahren Sie nach Haus, ziehen Sie sich an, und legen Sie sich ins Bett.“ —
 — Der Kronprinz. Landesherr: „Na, Michlbauer, Du bist eigentlich auch so 'n kleiner König in Deinem Hof!“ —
 — Michlbauer: „Dös glaub i, der Kronprinz thuat grad Mist lad'n!“ —
 — A. Pfl! „Ich hab' gehört, daß De bist abgebrannt letzten Dienstag.“ —
 — B.: „Pfl! — Nächsten Dienstag!“ —
 („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Von Mark Twain's ausgewählten humoristischen Schriften erscheint jetzt bei Uz in Stuttgart eine illustrierte Lieferungsausgabe. —
 — Folgende Familienanzeige finden wir im Graudenger „Geselligen“:
 Statt jeder besonderen Meldung.
 Heute Nacht 12 Uhr ersreute mich „Nina“ mit einem reizenden Stutzohlen. Besichtigung gern gestattet.
 Hauptmann von Blottwitz.
 — Ein Bauer im Borort Beewen (Trier) erschlug am Montag seinen Vater. —
 — Auf dem Comer See kenterte am Dienstag ein Boot. 4 von den 12 Passagieren ertranken. —
 — In Dalki erwürgte ein Gutspächter seine Schwiegermutter und warf die Leiche in einen Teich. —
 — Das Schiff „Botnia“ ist, wie aus Christiania gemeldet wird, untergegangen. 14 Personen sollen ertrunken sein. —
 — Ein jüngerer schwedischer Gelehrter, Johann Stadling, will sich auf die Suche nach Andree begeben, und zwar in dem nordöstlichen Asien. Nebenzweck sind ihm wissenschaftliche Untersuchungen der in jenen Gegenden heimischen Pflanzenwelt. —
 — Eine furchtbare Feuersbrunst hat in der Kreisstadt Bachmut (Rußland) gegen 100 Häuser eingedäschert. 18 Personen sind in den Flammen umgekommen; viele andere sind verletzt. —
 c. e. Die Amur-Handelsgesellschaft, welche die Einwohner des Küstengebiets von Ochotsk und Sibiginak mit Lebensmitteln versorgte, stellte im September vorigen Jahres den Handel ein. Ein Kriegsschiff, das Proviant bringen sollte, konnte wegen der un günstigen Witterung nicht heran, während die Küste noch eisfrei war. Jetzt ist die Küste zugefroren und die Einwohner jener Gegend sind dem Hunger preisgegeben. —
 — Als lohnendes Arbeitsfeld für Frauen eröffnet sich der Obstbau. In England finden Frauen Aufnahme in der Gartenbauschule zu Swanley. Als Kunstgärtnerinnen mit einem Abgangszeugniß von dieser Schule finden sie leicht eine Stellung in den Botanischen Gärten oder für die Parkanlagen der Großgrundbesitzer. —
 — Der Bahnhof in Jersey City gegenüber New-York (Pennsylvanien-Eisenbahn) wurde am Montag ein Raub der Flammen. Der Schaden wird auf 80 Millionen Mark geschätzt. —
 — In Cincinnati ist der Achtundvierziger Oswald Dieh gestorben. Er war 1848, als der Herzog von Nassau sein Land verließ, kurze Zeit Diktator jenes Ländchens. —
 — Für die Universität Washington geht ein neues Riesenfernrohr, ein Spiegelteleskop, seiner Vollendung entgegen. Der Bau ist im Jahre 1895 von John Peate begonnen worden. Der Spiegel besteht aus Glas und hat mehr als 61 Zoll (154 Zentimeter) Durchmesser. —
 — Eine deutsche Expedition in Chile, die am 27. Januar zur Besteigung des 6834 Meter hohen Aconcagua aufgebrochen war, hat trotz der vorzüglichen Ausrüstung und Vorbildung der neun Theilnehmer und des verhältnismäßig guten Wetters keinen Erfolg gehabt. —